

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champoll.

(4. Fortsetzung.)

„Erinnerst Du Dich dieses Namens denn nicht mehr? Die Familie ist ja doch aus unserer Gegend!“ rief Edmund, dessen Anhänglichkeit an die engere Heimath mindestens so stark war, wie seine verwandtschaftlichen Gefühle. „Bestimmte Dich doch: die Mougins von Seurre, Verwandte von Galopin aus Suiffeur; an die mußt Du Dich doch noch erinnern? Der Aeltere, der spätere Bürgermeister, war ein Schwager Herrn Mougins. Ja, ja, was die Familie anbelangt, da mache ich eine gute Partie. Herr Mougins selbst ist ein sehr feiner Mann, Professor am hiesigen Gymnasium. Als Landbesitzer haben wir uns natürlich bald gefunden und befreundet, ich verkehrte viel bei den Mougins, und dort kam mir mit dem Zipperlein und dem Hausverwerb allmählich der Gedanke an's Heirathen. In ein eigenes Haus gehört auch eine Frau, und es ist besser, man sucht sich eine aus, solange man seine früheren Vorzüge noch nicht eingebüßt hat, sonst läuft man nur Gefahr, wegen seines Geldes geachtet und hinter's Licht geführt zu werden. . . . Ha, so etwas sollte mir passieren! Da habe ich denn zu Papa Mougins gesagt — vielleicht hat er auch zuerst den Einfall gehabt, wir verstehen uns nämlich immer famos — wir sagten uns also: Die kleine Sylvie, das wäre die rechte! Es ist ein liebes, fanfies Mädchen, nicht gerade hübsch, aber doch ganz niedlich, und so haben Papa Mougins und ich uns denn ohne viel Umstände geeinigt, wie es bei uns zu Hause Sitte ist.“

„Und was sagte die kleine Sylvie dazu?“

Mit Gönnermiene antwortete der Vetter: „Das Kleindchen? So nennen wir sie nämlich in der Familie. Nun, die ist natürlich glücklich. Ein junges Mädchen ist immer glücklich, wenn sich ihr Gelegenheit zum Heirathen bietet, und dann macht sie doch auch eine famosere Partie, besonders was das Vermögen betrifft.“

Zum Glück hatte er wenigstens so viel Anstandsgelübde, nicht auch noch seine verschiedenen anderen Vorzüge anzuführen; hatt dessen griff er vielmehr zu Vincent's stiller Freude nach seinem Einkünften und sagte:

„Weißt Du was, ich will Dich doch gleich meinen Verwandten vorstellen? Du hast sie gewiß vorher gesehen?“

„Die Familie, die mit Dir bei der Musik war?“ fragte Vincent unbedacht.

„Ah, da haben wir's, Du Spitzbube! Du hastest uns also gesehen!“ rief Edmund mit neuem Mißtrauen. „Deshalb also kniffst Du so eilig aus?“

„Aus Zeitgefühle nur.“

„Ach was, Zeitgefühle, dessen bedurfte es bei mir nicht. Ich war nicht wie Du mit Curbscheiben beschäftigt. Die beiden Damen waren zwei Fräulein Mougins, die beiden Aeltern. Famosere Mädchen, wenn auch nicht mehr so frisch wie Sylvie. Kleindchen tann ich Dich noch nicht vorstellen; sie ist nach Dijon gereist, um ihren geliebten Großvater zu besuchen, da er nicht zur Hochzeit kommen kann. Sie to... um erst nächste Woche zurück, dann aber ist's hohe Zeit, denn ohne Bräutchen kann man doch nicht gut Hochzeit machen.“

Lautes Lachen begleitete den Scherz. Dann versuchte Delaurier seinen Vetter mit aller Gewalt zu überreden, doch ja mit ihm zum Essen zu den Mougins zu kommen. Erst als Vincent versicherte, daß er zu seinem General zu Tisch geladen sei, beruhigte sich Delaurier; dafür mußte er ihm aber versprechen, daß im Laufe der Woche zu besuchen.

„Und Du bist mein Trauzeuge, dabei bleibt's! Also übermorgen in die zehn Tagen.“

„Ja, ja, gewiß.“

Nun endlich war der Vetter verschwunden. Weit öffnete der Hauptmann die Fenster seiner durchdrachten Wohnung, gähnte, reckte sich, seufzte und sagte dann mit großem Nachdruck zu sich selbst: „Beim Kuckuck, wenn ich Kleindchen wäre, ich käme nicht zur Hochzeit!“

Mit erstaunlicher Schnelligkeit hatte sich Vincent Gerbault in Toulouse angeordnet und sich wie im Sturme die Herzen der Südländer erobert.

Trat er bei seinen Hausgenossen ein, so ließ man sich durch ihn schon nicht mehr stören. Germaine blieb bei ihren Malereien sitzen, Frau Lancelot fuhr fort, an ihrem langen schwarzen Strumpfe zu stricken, und die kleine Estelle nähte plaudernd weiter. Vincent war es dabei zu Muthe, als befände er sich wieder in dem trauten Familienkreise seiner Kindheit. Nichts erzählte man sich gegenseitig seine kleinen Erlebnisse, wobei Vincent zur Erweiterung Estelle's nicht verstaunte, von den manderlei Unannehmlichkeiten zu erzählen, die ihm aus

der neuen Bekanntschaft seines Veters erwuchsen.

Da war zuerst vom Besuche in der Villa Dulaurier zu berichten, welcher der Hauptmann den wenig achtungsvollen Namen „Zintpastete“ beigelegt hatte, da das mit einem Zintdach gedeckte Haus mit glänzender grauer Oelfarbe angestrichen war. Am Eingang befanden sich zwei aufeinanderstehende Säulen, die man für die Dachtraufrohre hätte halten können, und das ganze Bestühn lag in einer von Bauplätzen erfüllten Straße der Vorstadt inmitten eines neuangelegten Garten, in dem außer Holzplätzen und Drähten noch nichts zu sehen war und über den der Wind die Düste einer nahen Stearin-fabrik trug. Besser vertreten als die Flora war dagegen die Fauna, denn hinter Bretterverschlägen hausten bereits in friedlicher Eintracht ein Esel, eine Ziege, Meerschweinchen Kaninchen und Hühner.

In diesem Paradiese hatte Vincent außer dem Besizer auch die Familie Mougins angetroffen: den Vater Mougins, das Bild eines verknöcherten, unermüdet beherrschenden Schulmeisters, die Frau, eine lange, dürrer Erscheinung in fliegenden Gewändern, mit weinerlicher Stimme, halboffenem Munde und hochgezogenen Augenbrauen; ferner die beiden älteren Töchter, von derselben Art, wie die Mutter, harmlose Wesen zwischen dreißig und vierzig Jahren, die sich mit Edmund neckten und wie dieser nichts Höheres kannten als das kleine Nest, worin sie das Licht der Welt erblickt hatten.

„Und Kleindchen?“ fragte Estelle neugierig.

„Die habe ich nicht gesehen, sie war noch verreist,“ antwortete der Hauptmann. „Erst am Hochzeitstage werde ich das Glück haben, ihre Bekanntschaft zu machen. Du, wenn ich an den nächsten Dienstag denke, und noch dazu, daß ich der Brautführer von Fräulein Fanny, der ältesten der Aeltern sein werde!“

Eine Möglichkeit dieser Hochzeit zu entrinnen, gab es indeß nicht. Vincent Gerbault mußte ihr nicht nur anwohnen, sondern ihr durch seine Anwesenheit auch den Hauptplatz verleihen. Trotz aller steifen Zurückhaltung hatte der elegante Hauptmann gleich beim ersten Besuche die Herzen der Familie Mougins erobert, die nun in ihrer unbedingten Bewunderung tausend Entschuldigungen für alle seine kleinen Unterlassungsvergehen fand. Obwohl er auch am Festmorgen als Letzter im hochzeitlichen Hause ankam, wurde er dennoch mit offenen Armen empfangen.

Herr Hauptmann Gerbault, der Vetter meinte Schwiegersohnes . . . unser Landsmann, Herr Hauptmann Gerbault . . . Herr Hauptmann Gerbault, Fanny's Brautführer,“ so lauteten die schmeichelhafte Benennungen, womit der sich nach links und rechts verbeugende Hauptmann den fremden, sich aufmerksam ihm zuwendenden Personen vorgestellt wurde. Hierauf nahm er, den Säbel zwischen den Beinen und das Käpi in der Hand, den ihm angewiesenen Platz ein, von dem Gedanken bedrückt, daß es erst elf Uhr sei und er also noch vier bis fünf Stunden unter diesen Leuten aushalten müsse.

Das Wetter war abscheulich. Ein wolkenbruchartiger Regen schlug an die Scheiben, der das gegen Norden gelegene Zimmer noch dunkler machte und einen trüben Schein auf die erstarrten Gesichter warf.

Selbstverständlich gehörten die Hochzeitsgäste fast ausschließlich dem Toulouse's Lehrerkreise an. Da waren alte, feierliche, taubhörige Professoren, junge, von ihrer Würde bereits durchdrungene Lehrer und verschüchterte Frauen, denen man es anah, wie schwer sie an der Lösung der Aufgabe trugen, die Ansprüche ihrer Gatten mit den ihnen zur Verfügung gestellten kärglichen Mitteln in Einklang zu bringen.

Eine Bauernhochzeit wäre mir lieber, dachte Vincent, während er sich auf einen lebenswürdigen Satz besann, den er an sein Brautfräulein richten wollte, das, ebenso wie Adele Mougins in leuchtendem Himmelblau gekleidet, voll Bewunderung zu ihm aufschau.

Da trat Herr Mougins, der jeden der Gäste mit einigen verbindlichen Worten beehrte, zu Vincent, und sagte in feierlichem Tone:

„Wir sind nicht vom Wetter begünstigt.“

„Aberbinas, allein wir wollen hoffen.“

„Nein, nein, hoffen wir lieber nicht; der Luftdruck ist an unserer Küste im Zunehmen, und wenn diese atmosphärischen Strömungen am Golfe von Wascoque entlang gezogen sind.“

Diese meteorologische Belehrung wurde durch Frau Mougins unterbrochen: „Aber, mein lieber Herr Hauptmann . . . was für einen herrlichen Strauß von Orangenblüthen haben Sie Sylvie geschickt!“ rief sie voll Entzücken. „Und auch der für Fanny; beide sind wirklich zu schön! Sie ver-

wöhnen uns; ja, muß Sie wahrhaftig schelten.“

Dabei griff Frau Mougins, die trotz ihres gestrigen Aussehens ein weiches Herz hatte, Vincent's beide Hände. Bald jedoch wachte sie bei ihrer Ungelehrtheit und ihrem knapp bemessenen Verstande nicht mehr, was sie damit anfangen sollte, und so machte Edmund's plötzliches Erscheinen der etwas peinlich werdenden Lage zum Glück ein Ende.

„Da bist Du ja, mein Jungchen!“ rief Dulaurier, auf Vincent losstürzend. An einem Tage wie dem heutigen geht's ohne Ruß nicht ab. So ist's Sitte bei uns zu Hause“, worauf unter den aufmerksamen Blicken der Versammlung diese leidenschaftliche Begrüßung vor sich ging.

Dann zog er, einen abscheulichen Rauchergeruch um sich vertheilend, Vincent neben sich auf ein Sofa und fuhr flüsternd fort: „Nun wirst Du sie gleich sehen. Der Brautstaat steht ihr famos. Wir können uns übrigens alle freuen lassen, nicht wahr?“

Dabei warf er einen befriedigten Blick auf sein gesticktes weißes Hemd, auf die himmelblauen Kleider seiner Schwägerinnen und besonders auf seinen würdevoll aussehenden Schwiegervater.

„Und Du erst! Du bist geradezu unwiderstehlich in Deiner Galanform. Nach dem Gabelfrühstück wird getanzet, denn ich liebe lustige Hochzeiten. Nach dem Tanzen kommt das Essen, und dann wird wieder das Tanzen gezwungen, solange Du willst, meinerwegen die ganze Nacht. Ich kümmere mich natürlich nicht darum. Gleich nach dem Essen empfehlen wir uns stillschweigend. Aber weit fort gehen wir nicht. Hochzeitsreisen sind mir verhaßt, man verschwendet nur Geld und Zeit in den Wirtschaftshäusern und fühlt sich unbehaglich ohne seine gewohnten täglichen Beschäftigungen. Die Frauen gar werden durch ein solches Bummelwesen nur verhöhnt, man muß sie meiner Ansicht nach gleich von der ersten Stunde an so ziehen, wie man sie haben will. Wir richten uns also gleich in meinem Hause ein, morgen früh füttern wir zusammen die Hühner, und Abends bringt Kleindchen mir die Pantoffeln.“

Auch Edmund wurde jetzt unterbrochen. Eine leichte Bewegung entstand, die Damen erhoben sich, die Herren griffen wieder nach ihren Hüten. Als letzte, gleichsam als Anallekt, war die Braut erschienen: ein Bündel weißer Seide und Tüll, das rasch, vielleicht etwas zu rasch, vorüberlief.

Nach Edmund wurde jetzt unterbrochen. Eine leichte Bewegung entstand, die Damen erhoben sich, die Herren griffen wieder nach ihren Hüten. Als letzte, gleichsam als Anallekt, war die Braut erschienen: ein Bündel weißer Seide und Tüll, das rasch, vielleicht etwas zu rasch, vorüberlief.

„Ich bitte, haltet sie nicht auf“, rief Fräulein Mougins, die Jüngere; „es ist schon elf Uhr und höchste Zeit, zur Kirche zu gehen.“

Langsam bewegte sich nun der Brautjung die schmale, dunkle Treppe hinunter, wobei Vincent sich alle Mühe geben mußte, seiner Vorgängerin, der Frau Gymnasialdirector, nicht auf die Schleppe zu treten und sich mit seinem Säbel nicht in Fräulein Fanny's himmelblaue Tüllschürze zu verfangen. Unten angelangt, bestieg man, unter dem Schutze einer Anzahl aufgespannter Regenschirme, die Wagen und fuhr bei strömendem Regen zur Kirche, vor der sich ebenfalls wieder ein Schuttdach bildete.

In der Kirche selbst herrschte trübe Dämmerung, welche die Richter auf dem Altar des tiefen, dunklen Chores nicht zu erhellen vermochten. Der aus dreißig bis vierzig Personen bestehende Hochzeitsmarsch verlor sich fast in dem ungeheuren Schiff der Kirche.

Mit Fräulein Fanny an der Seite hatte Vincent hinter dem Brautpaare Platz genommen. Es fiel ihm auf, wie wenig die Braut, die Hauptperson des Tages, seine Theilnahme erregte. Ehe er sie kannte, hatte er sich ein Bild von ihr gemacht, und dieses war, seitdem er sie flüchtig gesehen, nicht vortheilhafter geworden. Wohl hatte er vorhin bemerkt, daß sie nicht so auffallend häßlich war, wie ihre beiden älteren Schwestern, und auch nicht wie diese die lange, dürrer Gestalt der Mutter geerbt hatte. Sie war im Gegentheil klein, zart und dunkel und machte im übrigen einen unbedeutenden, alltäglichen Eindruck. Kein außeres Zeichen, keine Bewegung verrieth irgend eine selbstständige Empfindung; automatenhaft, in tiefer Haltung erschob und sehte sie sich mit ihrem Verlobten, und erst als ihr Mund das entscheidende Ja ausgesprochen hatte, stieg Vincent ein Gefühl des Mitleids auf, das sich indeß rasch wieder verflüchtigte.

Wozu auch sie bemitleiden? Willig nahm sie ihr Joch auf sich, folglich mußte sie wohl damit zufrieden sein. Endlich hatte die feierliche Handlung ihr Ende erreicht. Arm in Arm schritt das junge Paar an der Spitze des Zuges durch den hohen Thor nach der Sacristei. Dort in dem engen Raume machte die Gesellschaft einen weniger trüblichen Eindruck. Eine Gruppe bildete sich um die junge Frau, von der Vincent bald nichts mehr sah; nur das Geräusch der von Schluagen begleiteten Küsse der Familie drang bis zu ihm.

Als Erster nach den Damen trat der würdevolle Gymnasialdirector vor und drückte namens des ganzen Collegiums einen feierlichen Kuß auf die Stirne der Braut.

„Wo ist denn unser Vetter?“ rief Edmund, stets darauf bedacht, die Rechte seiner Familie zu wahren.

Die Gruppen theilten sich, und von

allen Mougins geschoben, samt Vincent ein zweites Mal in die Arme des noch immer stark nach Pastichuli duftenden gerührten Edmund.

„Ah, mein Jungchen, wie wohl thut es jemand von seiner Familie an's Herz zu drücken. . . . Na, und nun kommt Kleindchen dran.“ fuhr er sofort wieder lustig fort. „Ich erlaube es, Kinderchen, ihr seid ja jetzt Vetter und Boje.“

Dabei gab er Vincent einen Stoß nach der Seite, so daß dieser plötzlich blickt vor sich ein blaßes, schmales, von weihem Tüll umrahmtes Gesicht sah.

„Liebe Cousine!“

Auch ihm wurde die Wange zum Kuße geboten, auf die er gleichgültig die Lippen drückte.

„Liebe Cousine!“

„Na, Herr Hauptmann, wie vertief die Hochzeit?“

Es war Frau Lancelot's raube, männliche Stimme, die sich aus dem nach dem Hofe gehenden Fenster ihres Salons vernehmen ließ.

Vincent wandte sich um.

„Die Hochzeit“, stieß er hervor, „die Hochzeit. . . ja, ja, die hat stattgefunden.“

„Sie hatten doch versprochen uns davon zu erzählen“, rief Estelle, deren Köpfchen hinter der städtischen Gestalt ihrer Pflegemutter auftauchte.

„Wißt Du gleich weggehen“, rief Frau Lancelot erschrocken und mit Stürzung, „Du wirst Dich erkälten.“ Dann fügte sie noch hinzu: „Kommen Sie heraus, Herr Hauptmann, und erzählen Sie ihr von der Hochzeit, da Sie es ihr nun doch einmal versprochen haben.“

„Gerbault ließ sich nicht vergebens bitten. Das flackernde Feuer im großen Kamin, der Frieden dieser trauten Häuslichkeit, ja sogar das der Wohlthun seiner Wirthin zogen ihn an diesem Tage ganz besonders an, weil er müde, abgespant und verstimmt war.“

„Haben Sie von Ihrem Obersten eine Nase bekommen?“ fragte ihn Frau Lancelot gerade heraus, nachdem er sich auf seinen gewohnten Platz neben ihrem großen Lehnstuhl niedergelassen hatte.

„O nein, gnädige Frau.“

„Na, dann also vom General.“

„Weder vom General, noch von sonst jemand . . . wie kommen Sie darauf?“

Nun, weil Sie aussehen, als ob Sie Tinte geschluckt hätten. Sie sind freilich gestern etwas spät zu Bett gekommen, aber ein Soldat sollte doch gegen solche Strapazen gefeit sein.“

„Gegen Strapazen bin ich es auch, gnädige Frau, nicht aber gegen den Hunger und Verdruß, den mir diese Leute bereiten.“

„Das ist ja aber die größte Unbilligkeit gegen Sie, die Sie mit Aufmerksamkeiten überschütten, die entzückt von Ihnen sind, und Sie auf's freundlichste einladen.“

„Wollte Gott, Sie hätten mich nicht eingeladen!“ rief Vincent mit so viel innerer Ueberzeugung, daß Frau Lancelot und Germaine in Lachen ausbrachen, während Estelle, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, ganz ernst wurde.

„Herr Hauptmann, Ihnen ist etwas Unangenehmes widerfahren“, sagte sie plötzlich in einem seltsamen Tone, der Vincent sofort stutzig machte und dessen Eindruck sich noch verstärkte, als er bemerkte, daß sie ganz blaß geworden war.

„Durchaus nicht, gnädiges Fräulein!“ rief er deshalb befragt. „Es ist alles bei mir nur ein Anfall von schlechter Laune.“

„Doch, doch, ich weiß gewiß, daß Ihnen etwas Unangenehmes zugefallen ist.“

Den Kopf schüttelnd, sah sie in die Gluth hinein, und ihr vom Flammenchein beleuchtetes Gesicht nahm einen völlig fremden Ausdruck an.

„So, da haben wir's!“ rief Frau Lancelot. „Hassen Sie auf, jetzt wird sie uns gleich etwas vorherfragen. Sie müssen nämlich wissen, Herr Hauptmann, daß wir hier eine kleine Wahrsagerin haben.“

„Rede sie nicht, liebe Tante,“ legte sich Germaine ins Mittel. „Sie trifft häufig das Richtige; manchmal freilich läßt sie sich auch, wie zum Beispiel jetzt. Du hörst es ja, — liebes Herz, daß dem Herrn Hauptmann nicht das Geringste geschehen ist.“

viel später gewahr. Ich aber, ohne etwas zu wissen, ich fühle es. . . . Du erkennst Dich, damals vor Mama's Tode . . .“

„Ja, ja, das ist richtig,“ warf Frau Lancelot ein, die abergläubig war wie ein alter Seemann. „Nun Estelle einmal davon angefangen hat, lassen Sie sich nur die Geschichte erzählen, Herr Hauptmann.“

„Wozu denn?“ murmelte Germaine unzufrieden.

Estelle aber hatte das Köpfchen aufgerichtet und rief plötzlich lebhaft: „Doch, doch, laß mich erzählen. Es wird mich nicht traurig machen; im Gegentheil, ich bin ganz in der Stimmung, von diesen Dingen zu reden. . . . Nun, Herr Hauptmann, es mag Ihnen thöricht erscheinen, und doch ist es so: ich habe Ahnungen, und ich glaube daran, weil sie sich schon häufig bewahrheitet haben. Soweit ich zurückdenken kann, war das der Fall. Hören Sie, was sich vor dem Tode meiner Mutter zugetragen hat.“

„Ich war noch nicht fünf Jahre alt und befand mich mit meiner Mutter zum Besuch bei meinen Großeltern auf dem Lande. Eines Nachmittags gegen vier Uhr verließ uns meine gute Mama, um zum Vater nach Saint-Gaudens zurückzukehren. Um sechs Uhr, während wir bei Tische saßen, fällt plötzlich meine Puppe, die stets auf einem Stuhle neben mir saß, zu Boden, ohne daß jemand sie berührt hatte. Ihr Kopf zerbrach auf dem mit Steinplatten belegten Boden des Speisezimmers, und ich meine herzerbrechend. Meine armen Großeltern wußten schließlich gar nicht mehr, wie sie mich trösten sollten; denn auch das Versprechen, meine Puppe wieder machen zu lassen oder mir eine neue zu schenken, konnte mich nicht beruhigen. Plötzlich schreie ich: „Es ist nicht meine Puppe, es ist Mama!“ Was ich damit sagen wollte, was für ein seltsamer Gedanke mir durch den Kopf ging, ich wußte es nicht, aber die ganze Nacht wiederholte ich dasselbe.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Eintreibung der Hereros.

(Von Franz Seiner, Graz.)

Das Kesseltreiben auf die aufständischen Kaffern hat nunmehr begonnen. Gouverneur Leutwein befolgt die nämliche Taktik, welche er einst gegenüber den aufständischen Witbois angewandt und die durch die eigenartigen südafrikanischen Verhältnisse geboten ist, nämlich den Feind aus den flachen Buschsteppen in ein Bergland zu drängen, dort festzuhalten und einzuschließen. Es ist dasselbe Eintreibungssystem, das die Engländer den Buren gegenüber befolgten. Allerdings hat es Leutwein diesmal bedeutend leichter als im Witboitriege, denn während die hererischen Hottentotten ungemein schnell und offenbü und in ihren Bewegungen nicht gehemmt waren, sind die Hereros durch ihre großen Kinderherden an gewisse Wege gebunden, welche von Wasserstellen zu Wasserstellen führen, sobald die Operationslinien der Truppen genau bestimmt sind.

Marfirt wird das Eintreibungsgebiet durch die Linien Karibib-Windhuk-Gobabis - Eputiro-Grooifontein-Dutjo-Omaruru-Karibib, auf welchem Terrain sich die Hauptmasse der Kaffern befindet; außerhalb desselben, und zwar südlich der Bahnlinie, stehen bei Omaruru (nächst Groß-Barmen) Kaffern in beträchtlicher Zahl, gegen die separat vorgegangen werden muß. Ein Rückzug der Kaffern kann nur nach Osten an den Nyamisse und nach Norden in das Ovamboland erfolgen; der östliche Weg ist durch die Beilegung von Gobabis und Eputiro bereits gesperrt, dagegen ist der Weg nach Norden über den Waterberg offen, aber nur mehr für die Waterberghereros mit Vieh zu passieren, während die übrigen Kaffern mit Herden nicht mehr zu entfernen vermöchten, da sie von den Truppen ereilt würden. Dagegen wäre es für sämtliche Kaffern, wenn sie ihr Vieh zurücklassen würden, eine Leichtigkeit, an den einzelnen Truppenabteilungen vorbei in das Ovamboland und an den Nyamisse zu entkommen. Leutwein rechnet mit dem Größenwahn und der Selbstüberschätzung des Oberkapitän's Maharero, der sich mit der Hauptmasse seiner Leute in den Dnjatibergen östlich von Windhuk und nahe der Bahnlinie festgesetzt hat, sich dort scheinbar für unbedinglich hält und seine Ahnung von der drohenden Gefahr beißt, denn sonst hätte er sich schon längst mit seinen Herden und dem Raube an den Waterberg zurückgezogen, da er doch weiß, daß er von den Deutschen keine Schonung und keine Gnade zu erwarten hat. In dem Eintreibungsgebiet sind vier große Kaffernabtheilungen, nämlich die Hereros des Distriktes Omaruru, die Waterberghereros, die Hereros des Oberkapitän's und die Ovambandjeru unter Zetjow. Während das Gros der Truppen in Windhuk und Otahandja sich einweisen zuwartend verhält, um die Kaffern aus den nahen Bergen nicht zu verdrängen, hat Major von Glasenapp die östliche Rückzugslinie gesperrt und die Ovambandjeru ziehen sich um den schwarzen Kofob und Omuramba-Eputiro aufwärts auf die Dnjatiberge zurück. Major von Ehorff hat den Omarurukaffern bei der Wasserstelle Dnjatinamata, 50 Kilometer östlich von Omaruru, eine schwere Niederlage beigebracht, worauf sie sich jedoch nicht nach Südosten zurückzogen, um eine Verbindung mit Maharero herzustellen.

len, sondern kluger Weise nach Nordosten auf das Waterberggebiet zu retirirten und bei den Eshobergen sich festzusetzen. Daß sie aus dieser vorzüglichen Stellung so leicht vertrieben werden konnten, schreibt Major v. Ehorff ihrem Patronenmangel zu.

Ich bereite gerade vor einem Jahre das gefamete Eintreibungsgebiet, bin daher Kenner desselben und spreche bei seiner Schilderung aus eigener Wahrnehmung. Im östlichen Hereroland, in welchem das Kesseltreiben stattfindet, sind zwei wasserreiche Gegenden, welche längere Zeit tausende von Kindern tränken können, nämlich die Landshofa östlich und nördlich von Otahandja und das Land zwischen dem Omuramba Omatalo und dem Waterberg; zwischen diesen beiden Gegenden liegt ein wasserarmes Flachland, in welchem nur eine ganz bestimmte Kinderzahl sich aushalten darf, um nicht das Wasser vorzeitig zu erschöpfen. Die Herden sind deshalb gewöhnlich während der schmonatlichen Trockenzeit auf der Wanderung, da sie, sobald eine Wasserstelle erschöpft ist, nach einer anderen geliehen werden müssen. Die Hereros sind somit in zwei Hauptmassen geschieden, und es ist die Frage, ob Leutwein die Waterberg- und Omaruru-Hereros nach Süden auf Maharero werfen oder beide Gruppen getrennt abthun will. Bei der Stärke der Kaffern ist wohl letzteres anzunehmen. In diesem Falle wird Major von Ehorff in Verbindung mit Hauptmann Klefot die nördlichen Kaffern, ohne sie zu sehr zu drängen, festhalten, während die Kompanie Winkler den schwarzen Kofob aufwärts und die Kolonne des Majors von Glasenapp längs des Omuramba-Eputiro gegen die Dnjatiberge vordringen wird. Ein Vorstoß der Truppen von Otahandja und Windhuk aus nach Osten schließt den Ring.

Es ist die ungünstigste Stellung, welche sich Maharero aussuchen konnte, denn infolge der Nähe der Bahn ist er von der Haupttruppe schnell zu erreichen und letztere kann auch leicht mit Proviant und Munition versorgt werden. Die Lage der Kaffern wird mit jedem Tage, der ihr Terrain verengt und damit auch die Zahl ihrer Wasserstellen und Weidplätze verringert, kritischer. Sind auch die Ovambandjeru in die Dnjatiberge zurückgedrängt, so sitzen daselbst Maharero und Zetjow wie in einer Mausefalle. Ich kenne die Dnjatiberge ganz genau, da ich ihren westlichen Theil im März v. J. mit dem Schenkwagen durchfuhr und sie zwei Monate später von Oshibangame am schwarzen Kofob bis Dnjatiwano am weißen Kofob in zweitägigem Fußmarsch ihrer ganzen Breite nach durchquerte.

Die Dnjatiberge bilden ein Massengebirge, das sich in seiner Mitte über 2000 Meter erhebt und hier mächtige Berggründen mit tief eingeschnittenen Thälern bildet, während es nach Norden und Osten in Kluppen und Kegeln vom flachen Sandfelde abfällt und nach Süden in langen Hügelkammen bis an den weißen Kofob reicht, im Südwesten findet es in den Ngeamabergen seine Fortsetzung. Das Bergland ist nur an seiner Peripherie so wasser- und weidreich, daß es sich zum Aufenthalt für große Viehherden eignet, Trinkwasser ist dagegen auch im Innern in den zahlstehenden Omuramben reichlich vorhanden. Das östliche Gebiet ist wenig wasser- und überfluthetes Terrain, der westliche Theil ist von wildem Buschlande bedeckt, welches das Vordringen der Truppen sehr erschweren wird. Zahlreiche Kaffernpfade, welche zum Theile auch von Schnellfeuergeschützen und Gebirgsartillerie, die hier vorzügliche Verwendung finden werden, befahrbar sind, durchziehen das Bergland. Das ist das Terrain, auf dem sich in Wäldern ein blutiger Bergkampf abspielte, während die übrigen Kaffern mit Herden nicht mehr zu entfernen vermöchten, da sie von den Truppen ereilt würden. Dagegen wäre es für sämtliche Kaffern, wenn sie ihr Vieh zurücklassen würden, eine Leichtigkeit, an den einzelnen Truppenabteilungen vorbei in das Ovamboland und an den Nyamisse zu entkommen. Leutwein rechnet mit dem Größenwahn und der Selbstüberschätzung des Oberkapitän's Maharero, der sich mit der Hauptmasse seiner Leute in den Dnjatibergen östlich von Windhuk und nahe der Bahnlinie festgesetzt hat, sich dort scheinbar für unbedinglich hält und seine Ahnung von der drohenden Gefahr beißt, denn sonst hätte er sich schon längst mit seinen Herden und dem Raube an den Waterberg zurückgezogen, da er doch weiß, daß er von den Deutschen keine Schonung und keine Gnade zu erwarten hat. In dem Eintreibungsgebiet sind vier große Kaffernabtheilungen, nämlich die Hereros des Distriktes Omaruru, die Waterberghereros, die Hereros des Oberkapitän's und die Ovambandjeru unter Zetjow. Während das Gros der Truppen in Windhuk und Otahandja sich einweisen zuwartend verhält, um die Kaffern aus den nahen Bergen nicht zu verdrängen, hat Major von Glasenapp die östliche Rückzugslinie gesperrt und die Ovambandjeru ziehen sich um den schwarzen Kofob und Omuramba-Eputiro aufwärts auf die Dnjatiberge zurück. Major von Ehorff hat den Omarurukaffern bei der Wasserstelle Dnjatinamata, 50 Kilometer östlich von Omaruru, eine schwere Niederlage beigebracht, worauf sie sich jedoch nicht nach Südosten zurückzogen, um eine Verbindung mit Maharero herzustellen.

Leichter wird dann die Niederwerfung der Hereros im Waterberg-Gebiet sein, wohl auch infolge der inzwischen bei ihnen eingetretenen Rathlosigkeit und Demoralisation. Nach den bisherigen Bewegungen des Majors von Ehorff ist zu schließen, daß er die Omarurukaffern längs des Omuramba Omatalo gegen den Waterberg treibt. Der Rückzug dieser Kaffern wird von Tag zu Tag schwieriger, da sie ihr Vieh in großen Herden beisammenhalten müssen, um es besser verteidigen zu können, was aber die Wasserbeschaffung erschwert. Dazu werden die Herden stets größer, da sie sich um das Vieh der passierten oder abseits liegenden Dörfer vernehmen. Die Einschließung wird sich hier auf der wasser- und weidreichen Südseite des Waterberges vollziehen. Allerdings werden hunderte von Kaffern ihr Vieh im Stiche lassen und sich der Einschließung rechtzeitig durch die Flucht entziehen, allein der Gefahr eines Kleinkrieges ist mit der Gefangenahme der großen Massen vorgebeugt.